Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 4 (1963)

Artikel: General Wille und die Heimat
Autor: Schumacher, Edgar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-954167

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GENERAL WILLE UND DIE HEIMAT

Von Edgar Schumacher

Vor langen Jahren hat mir einmal ein wichtiger und einfältiger Mann gesagt, General Wille habe sich gewiss in mancherlei Hinsicht um das Militär verdient gemacht, aber, leider, die wahre Volksverbundenheit habe ihm eben doch gefehlt. Dem stimmte ich bei; denn ich wusste recht wohl, was der Mann unter der wahren Volksverbundenheit verstand: das biedere Händeschütteln nach rechts und nach links, damit man, wenn nicht bei allen, so doch bei der Mehrheit in Gunst und Gnade bleibe; das knallige Bekenntnis zu den Dingen, die selbstverständlich sind, wie etwa die Vaterlandsliebe; und vielleicht vor allem die «ehrfurchtsvolle» Scheu, von dem zu reden, was nicht gerne gehört wird. Das alles hat in der Tat Ulrich Wille gefehlt, und ich bin überzeugt, er hat es keinen Augenblick als Mangel empfunden. Es war ihm nämlich ernst um die Sache, und das hat ihn gänzlich von denen abgetrennt, denen es ernst ist um das eigene Vorwärtskommen. Das hat ihn oft in die Opposition, das hat ihn gelegentlich auch in eine gewisse Einsamkeit gedrängt; da war es für die Schlauen keine Kunst, hinzuweisen: Seht, wie wenig hat er doch gemeinsam mit uns und mit allen!

Es gibt, etwas obenhin unterschieden, zwei zustimmende Arten der Stellungnahme zur Heimat: dem einen ist sie der Ort, wo er sich wohlbefindet, dem andern die Stätte, an der seine Verantwortung sich erfüllt. Das wird auf verschiedentliche Weise zum Ausdruck kommen. Aber sicher ist, dass das erste bei den Menschen wohlgelittener macht als das zweite. Man mag den Zufriedenen gut, weil er auch andere zufrieden lässt; man hat Misstrauen gegen den von Verantwortung Bedrängten, weil er nicht anders kann, als auch seinerseits ein Bedränger sein. Erst auf grosse Entfernungen heben sich dann die bleibend gültigen Verhältnisse heraus. Und so stehen denn an vielen bedeutenden Sellen in der Weltgeschichte die Standbilder solcher, denen die Heimat so teuer war, dass sie sich lieber ihr Misstrauen und selbst ihren Hass zuzogen, als sich in der herben Treue des Dienens beirren zu lassen. Weil solche Verdienste aber weder aus den Präsenzlisten von Festversammlungen, noch aus Wahlaufrufen und Reportagen sich herauslesen lassen, so geht der Zeitgenosse gleichmütig über sie hinweg; vielmehr, er empfindet sie gar nicht als Ver-

dienste, weil so vieles in ihnen mitgeht, das der Behaglichkeit zuwider ist.

Ulrich Wille wusste zu unterscheiden zwischen verantwortlichem Verhalten gegenüber dem *Einzelnen* und gegenüber der *Gemeinschaft*. Wer einem Menschen gut gesinnt ist, wird auch seinen Mängeln schonendes Verständnis entgegenbringen. Wer sich einer Gemeinschaft zuinnerst verpflichtet fühlt, der wird ihr gegenüber je und je für die Dinge eintreten, die besser zu machen sind. In der Gemeinschaft kommt es nicht darauf an, dass man nur möglichst nett und gefällig zueinander ist; es geht darum, in der Richtung des Zukunftverheissenden vorwärts zu gehen. Diese ganze elementare Unterscheidung verkennen wir von Tag zu Tag. Wir meinen, es sei dem Freund mit der Roheit unserer Kritik, wir meinen, es sei der Gesamtheit mit der Anschmiegsamkeit unseres Mitgehens gedient. Das ist falsch und eine Quelle manchen Uebels. Darum sollten wir, auch wenn es uns gar nicht mundet, dankbar sein, wenn uns hie und da aufrichtige Leute an die gültigen Verhältnisse erinnern. Wir wollen uns freuen, wenn einer wie Ulrich Wille die Unerschrockenheit hat, den rechten Standpunkt zu vertreten, wenn er sich zu jener Haltung bekennt, die wir aus Eigennutz und Trägheit so oft verleugnen: Jede Schonung, jede Rücksichtnahme und jedes Verstehen dem Einzelnen und seinem Ungenügen gegenüber; jede Unerbittlichkeit, jede Kompromisslosigkeit dort, wo die Angelegenheiten der Gemeinschaft in Frage stehen. Denn das erste ist immer nur aus der Seele, das zweite aus dem Geiste heraus zu bewirken.

Einmal, nach einer schmerzenden Auseinandersetzung in persönlichen Angelegenheiten, schreibt Ulrich Wille seiner Lebensgefährtin: dann «komme ich immer zu meiner alten Waffe im Kampf mit den Menschen zurück: zur Liebe und Nachsicht; und wenn ich diese meine erprobte Waffe wieder gefunden und in der Hand habe, dann bin ich glücklich.» Das ist seine immer wieder bewährte Einstellung dort, wo es um die persönliche Begegnung geht, wo es sich darum handelt, den Einzelnen für gute Dinge zu gewinnen, indem man ihm seinen Wert, seine Freiheit und freilich damit auch sein Verantwortlichsein eindrücklicher macht. Es liegt darin auch das Geheimnis seines grossen Erfolges überall dort, wo es ihm gegeben war, im persönlichen Dabeisein zum Rechten zu sehen, und die menschlichen Gegenseitigkeiten aus seiner Denkart heraus zu beleuchten. Und ebenso unzweideutig anders war seine Haltung gegenüber den Dingen öffentlichen und allgemeinen Charakters. Man beweist den Respekt vor einer Gemeinschaft und erst recht vor einem Volke damit am besten, dass man ihnen

etwas zumutet, dass man Sinn für das Wichtige und die Fähigkeit zu unbefangenem Urteil voraussetzt, dass man, wo es um Bedeutendes geht, auch gewichtige Forderungen zu erheben wagt.

Ulrich Wille hat es vielfach erlebt, dass manche hierin anders denken, und dass in behaglichen Zeiten auch die öffentliche Meinung es lieber hat, wenn man ihr schmeichelt, als wenn man ihr Zumutungen stellt. In seinen «Gedanken über die Grundsätze einer neuen Militärorganisation» (1895) erwägt er einmal den vielvertretenen Standpunkt, man müsse im Bemühen um neue Dinge nicht von dem ausgehen, was man als unerlässlich betrachtet, sondern von dem, was man etwa als angenehm voraussetzen dürfe. Und er fügt dem bei, und spricht darin so recht seine innerste Ueberzeugung über die Pflichten des Verantwortlichen gegenüber der Heimat aus: «Würden wir so handeln, so wäre dies das Handeln *unterwürfiger* Diener eines Tyrannen, nicht das Handeln *treuer* Diener des Volkes! Der *unterwürfige* Diener macht sich seinem Herrn angenehm und unentbehrlich, indem er dem Herrn das vorschlägt, was dieser selbst will, und indem er so den angenehmsten Dienst erweist, ihm die Verantwortung abzunehmen für sein eigenes Wollen. Der *treue* Diener aber tut seinem Herrn diesen Dienst nicht, im Gegenteil, durch sein lautes Aussprechen der Wahrheit will er seinen Herrn zu seinem Besten zwingen oder dann ihm das unangenehme Gefühl nicht ersparen, selbst volle Verantwortung dafür zu tragen, wenn er aus Bequemlichkeit oder aus anderen niederen selbstischen Motiven nicht leisten will, was wir nach unserer Kenntnis der Dinge für notwendig erachten, um das von den Vätern überkommene Erbteil den kommenden Geschlechtern zu erhalten.»

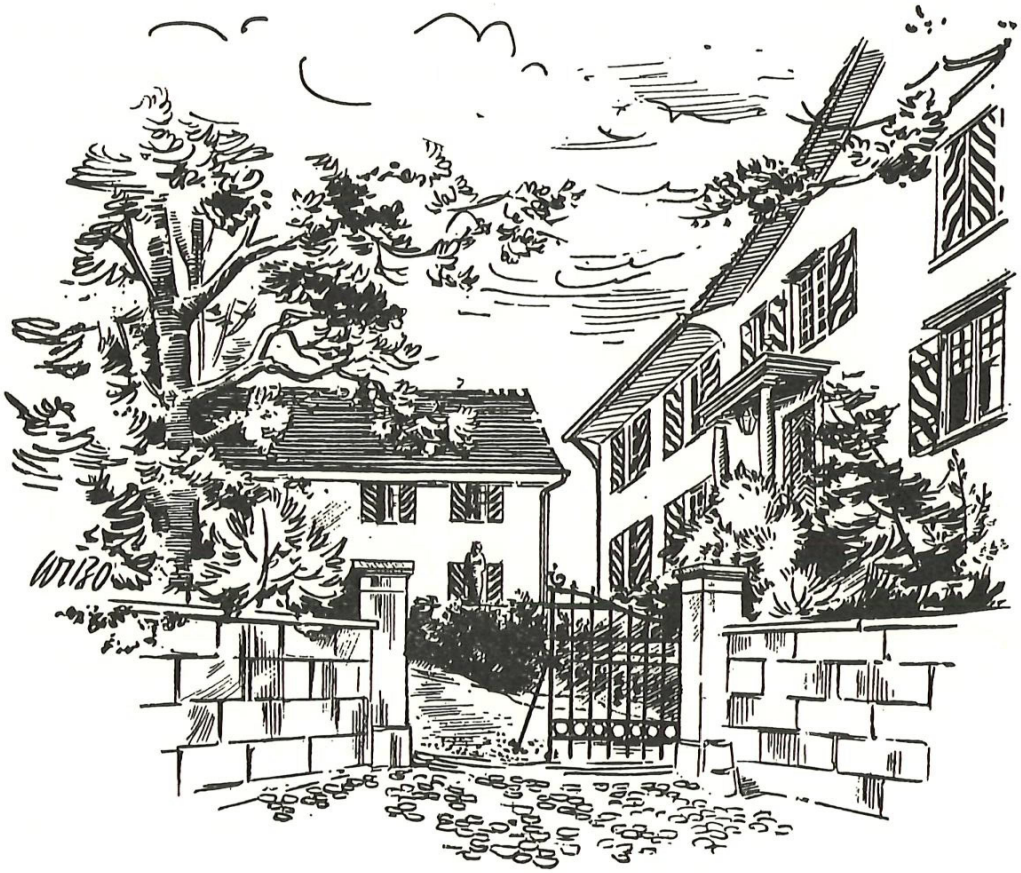
Das war einst wie heute nicht der Weg, auf dem man Gunst erwirbt und in der öffentlichen Diskussion mit liebender Schonung erwähnt wird. «Unbequem» ist dein Name, und unter diesem wollen wir dich festhalten. Das hat bei Sokrates nicht erst begonnen und hört bei Ulrich Wille noch lange nicht auf. Es kommen aber gerade für ihn noch einige Erschwerungen hinzu. Wir wollen im besonderen die unverhältnismässig lange Anlaufszeit nennen, mit welchen geistige Neueinstellungen im militärischen Wesen unter normalen Verhältnissen rechnen müssen. Nur die Not kann hier beflügelnd wirken; und Not haben wir auf diesem Felde seit mehr als anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gekannt. Zwischen Saat und Ernte liegen Jahrzehnte und mehr; und wer gesät hat, ist lange vergessen, während der Erntende sich der Zustimmung der Mitlebenden erfreut. Es steht aber auch denen, die nicht einzig dem Augenblick gehorsam sind, recht

wohl an, sich zuweilen daran zu erinnern, wo Anfänge gelegt und Ziele gezeigt wurden, und etwa auch einmal zuzugestehen: es müssen gute Bürger und hingebende Diener des Gemeinsamen gewesen sein, die solches auf sich nahmen, in einem völlig deutlichen Wissen, dass man sie missverstehen und beargwöhnen werde, dass diese Frucht wahrscheinlich erst nach dem Ende ihrer Tage gedeihen und andere die fröhlichen Nutzniesser sein würden.

Besondere Erschwerungen beim Wirken in der Oeffentlichkeit erwarten in der Schweiz den Berufsoffizier. Mehr als anderswo ist für ihn die Gefahr der Isolierung nahe. Die kleine Zahl verhindert das Werden eines eigentlichen Berufsstandes, der in freier Konkurrenz neben andern seine Ansprüche geltend macht. Die an sich so fördernde und unvergleichlich fruchttragende Tatsache, dass bei uns Soldatsein mit jedem bürgerlichen Beruf zusammengehen kann, stellt leicht den, der einzig den militärischen Beruf ausübt, in die Beleuchtung eines Spezialisten, von dem man ausserhalb des genau umrissenen Fachgebietes eigentlich wenig oder nichts erwartet. Es braucht besondere Voraussetzungen, um den Anschluss an das Gemeinsame nicht zu verlieren und erst recht, um aus Kompetenz in den Angelegenheiten des öffentlichen Wesens mit dabei zu sein. Zwei der wichtigsten kommen in der Person Ulrich Willes zu eindrucksvoller Gestaltung: das wohlgegründete Fundament einer grossen persönlichen Kultur und eine überzeugende Gabe der Aeusserung. Aus ihnen erklärt sich vor allem die Eindringlichkeit seiner Wirkung. Man kann anderer Auffassung, man kann gelegentlich sogar anderer Ueberzeugung sein: selbst dann entzieht man sich der gleichsam unwiderstehlichen Konsequenz seiner Folgerungen und ihrer bezwingenden Einfachheit nicht. Immer wieder ist die Empfindung gegenwärtig: es könnte ja gar nicht anders sein. Kann die Kunst der Darstellung Bedeutenderes erreichen?

Ein eigenes Gefühl des Daheimseins geht mit. Da redet, schreibt, handelt einer, der weiss, wo er steht und wo er zuhause ist. Das gilt für Seele, Geist und Leib. Wir gehen keine phantastischen Wege in seiner Begleitung; wir werden nicht zu verwegenem Abenteuer fortgerissen. Wir sind in der Heimat; wir bleiben hier, und wir spüren, dass hier sich erfüllen muss, was uns Wert gibt und was Zuversicht schenkt. Immer handelt es sich um die Angelegenheiten unseres Landes und Volkes, und aus allem und aus der kleinsten Einzelheit geht die bleibende Feststellung hervor: die einzige Gewähr für die glückliche Dauer eines Gemeinwesens ist die charakterliche Tüchtigkeit seiner Bürger. Es geht nicht darum, Zufallsfortschritte zu machen;

es geht um Verankerungen. Ulrich Wille hat das in gewollter, klarer Begrenzung auf dem Felde des Militärischen erstrebt. Eine so wichtige, eine in der Schweiz so tradtitionsbefrachtete Einrichtung wie das Militär, kann nicht Wandlungen durchmachen, von denen das Ganze unberührt bliebe. Durch die energische, fast ausschliessliche Beschränkung auf das Wehrwesen war es Ulrich Wille möglich, trotz aller Widerstände dem Weg treu zu bleiben, der einzig dem wünschbaren Ziele entgegenführte und der für nachkommende Generationen verpflichtend blieb. Das gab seinem Dienst für die Heimat die grösstmögliche Konzentration und liess ihn bis zum grössten möglichen Erfolg gedeihen.



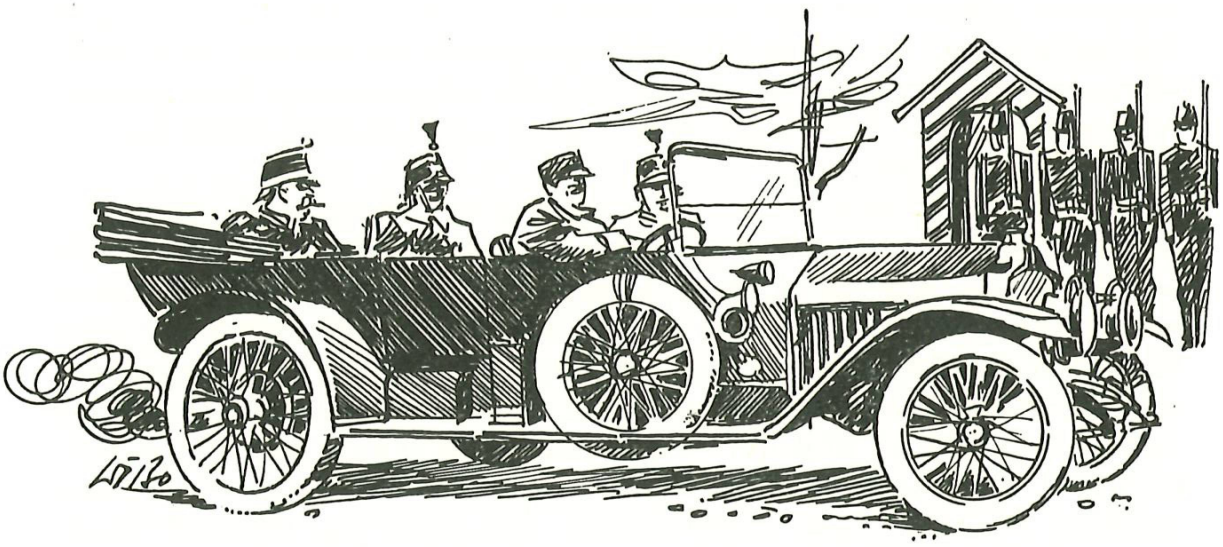
Es mag aber eines in aller Anstrengung und Mühsal überaus hilfreich gewesen sein: das Wissen, dass all dieser Dienst um die Heimat von einem Mittelpunkt ausging, der den Gedanken Heimat im Nahen und Nächsten auf eine beglückende Weise darstellte. Da war dieses Haus Mariafeld, die wonnige Heimstätte des kindlichen Werdens und Reckens, der schöne Ausgangsort für Erleben und Reifen, die besonnte Stätte der Heimkehr und neuen Festigung, nach dem vorübergehenden Ausscheiden aus dem Militärdienst. Es war die Trutzburg dessen, der nun wiederum in sich selber und unter dem liebenden Anteilnehmen der Nahen sich sammeln musste zu neuem Aufstieg und höchster Leistung als Reorganisator der Armee, das froh geöffnete Ausfallstor zum entscheidenden Wirken als General, und endlich wieder Heim, Heim, als das beste Teil dessen, der eine Sendung erfüllt hat. In eben jenem Mittelpunkte, von dem er ausging, durfte er die Summe des Erlebens und des Weisewerdens bergen für alle, die in seinem geistigen Bereiche standen und für viele, die nachfolgen werden. Es wäre für uns eine Anmassung, von alledem im genaueren reden zu wollen, da es seine schöne und innerhalb unserer Gegebenheiten abschliessende Darstellung erfahren hat in Carl Helblings Geschichte des Hauses Mariafeld und, auf das bedeutendste ergänzend, in seiner Biographie des Generals. Nur eben an dem möchte uns heute gelegen sein, es mit rechtem Nachdruck zu wiederholen, dass dieses Haus und seine Geistigkeit nicht etwa eine Kulturinsel im Niemandsland, vielmehr ein aufleuchtender Inbegriff vielfältigen Dazugehörens war, dass Weinberg und See, dass Land und Volk nicht minder an seiner seelischen Wesensart mitgebaut haben, als die Gegenwart auserlesener und bevorzugter Geister. Vom Gedanken Heimat ist der Begriff der Zugehörigkeit nicht abzutrennen.

Ulrich Wille hat zu diesem Land, zu diesen Menschen, in diese Verhältnisse gehört, und eben im Nahen mag er oft genug die freundliche Bestätigung gefunden haben für das, was er im Weiten und im Gesamthaften als das Gute und das Gültige erkannte. Er hat sich zu alledem immer wieder bekannt mit jener stillen und vorbehaltlosen Gläubigkeit, mit der starke Naturen von jeher von ihrem Dazugehören Zeugnis gaben. Er hat an die gesunde Wesensart unseres Volkes und an seinen redlichen Willen geglaubt; er hat auf den eigenen Wert und die Unersetzlichkeit unseres Wehrsystems sein ganzes Vertrauen geworfen. Und wenn in den Wechselfällen der kämpferischen Auseinandersetzungen ihm dies oder jenes bedenklich oder fast unerträglich vorkommen wollte, ist er zu diesen festen Untergründen herabgestiegen und hat aus dem Ueberzeugtsein von ihrer Unerschütter-

lichkeit Mut und Entschluss aufs neue erfrischt. Keiner streitet ein Leben lang für eine Sache, mit der ihn nur Pflicht und Zustimmung verbindet. Das Herz will seinen Anteil haben, und von eben diesem Anteil gibt jede Seite und jeder Tag seines Wirkens auf irgend eine Weise Kunde.

Für den Böswollenden sind freilich Aeusserlichkeiten immer besonders ergiebige Ansatzpunkte: es kommt gar nicht in Frage, sie in Abrede stellen zu wollen, und der Auslegung bleibt freie Bahn. Die aus den Verhältnissen heraus so eindeutig gegebene Beziehung zu deutschem Wesen und deutscher Bildung hat Ulrich Wille wohl mehr Anfeindungen gebracht als dem und jenem anderen handgreifliche Mängel des Charakters oder des Verhaltens. Aus mancher seiner Aeusserungen spricht uns heute noch lebhaft an, was damals einem jeden, der ein weniges um seine Art wusste, selbstverständlich war: dass solche Verbindungen, sie mochten noch so wert und lieb sein, hinfällig wurden vor der Pflicht und vor dem Dienst an der Heimat. Er hat es sich während seiner Generalszeit strikte verboten, mit Nahestehenden, die auf irgend eine Weise mit dem deutschen Heer verbunden waren, zu korrespondieren: «Das gehört mit zu meiner Unverwundbarkeit gegen Verdächtigungen.» Und der Gattin schrieb er in den ersten Kriegswochen: «Das Bewusstsein, dass ich bei meiner Pflichtauffassung und Erfüllung von solcher Sympathie nicht beeinflusst werden kann, ist mein Stolz.»

Es mag schon sein, dass ihm der Dialekt nie besonders vertraut wurde; aber geflissentlich geringgeschätzt hat er ihn fürwahr nicht, und es klingt doch etwas von besonderer Zärtlichkeit heraus, wenn er der Lebensgefährtin schreibt, dass die «Briefli» von ihr das Beste seien an seinem jetzigen Aufenthalt. Und das Ohr für mundartliche Ursprünglichkeit hat er offenbar gehabt und das auch etwa einmal zu heiterer Wirkung gebracht. Da steht ein vergnügtes Geschichtlein in einer hübschen Anekdoten-Sammlung, die kurz nach dem Tode des Generals in der «Züricher Post» erschienen ist. Es war vor dem Besuch des deutschen Kaisers Wilhelm II. und den bekannten Manövern von 1912. Wille fuhr mit einem Freunde über Land. Zufällig war der Name des Chauffeurs auch Wilhelm, und das gab zu einigen Betrachtungen und vielleicht auch kleinen Bedenken Anlass. Bei einer Scheune hielt das Auto. Der Chauffeur, der öffnen wollte, rutschte aus und fiel in die saftige Jauche, oder auf gut schweizerisch in die «Gülle!» «Schön», sagte Wille, die Sache ist in Ordnung: der Mann heisst von jetzt an nicht mehr Wilhelm, sondern Guillaume!» (= Güllenhomme).



Das gehört doch auch sehr dazu, dieses freundliche Walten einer stillen Heiterkeit, die zur rechten Stunde ihren unbefangenen Ausdruck findet. Sie ist für den, der einer strengen Pflicht dient, von zwiefacher Bedeutung, und sie war es ganz gewiss auch für Ulrich Wille. Es war so vieles da, das ihn zur Heftigkeit und Härte hätte aufrufen können; es war so oft Anlass zur Erbitterung und nicht selten auch zu eigentlicher Verbitterung vorhanden. Das hätte alles sich verstehen lassen; aber es hätte dem Werk Eintrag getan. Und da war es eben diese aus Ueberwindung aufwachsende Heiterkeit, die allmählich vom Tragischnehmen der Dinge sich entfernte, ohne deshalb an Innigkeit der Anteilnahme einzubüssen, die vor dem Absinken ins Dumpfe jederzeit bewahrte und auch die Müdigkeit, die sich zuweilen melden mochte, in neuen Entschluss wandelte. Dann konnte wohl jene Stimmung sich einstellen, die der erwünschte Anfang zum Aufstieg ist, und die er einmal so festhält: «Dabei sagt mir eine kleine innere Stimme schalkhaft, aber doch ganz leise: das kannst du ganz gut. . . .»

Und dann kommt das andere: wir müssen herb und streng sein, wo wir Forderungen durchzusetzen haben; aber in eben dem Moment, wo unsere Forderung nun den Einzelnen trifft, hängt ihre Durchschlagskraft so überaus davon ab, ob er sie als feindlich oder als freundwillig empfinde. Das hat nichts mit ihrer Intensität, das hat nur mit

ihrer Wirkensart zu tun. Da erweist sich nun abermals die Ueberlegenheit dessen, der aus dem Hellen heraus verlangt und handelt. Wir haben viele Zeugnisse für die bedrängende Art, mit der Ulich Wille Menschen zu ergreifen vermochte. Und ihr allgemeinstes Kennzeichen wird dieser Geist des Hellen sein, der so nahe Gemeinschaft hat mit dem Geist der Güte.

Das Werk will und muss dem Tag gerecht werden. Es erfüllt seine Bestimmung unter den Bedingungen der Gegenwart. Es wird in einer Gemeinschaft, die nicht dem Untergang nahe ist, aufgenommen, weitergetragen, gewandelt. Es bleibt, wenn es stichhaltig war, dann irgendwo eingereiht in die Kette der verdienstlichen Leistungen. Spätere werden es nur noch andeutend aus seinen Folgerungen begreifen und würdigen. Das Bild der Persönlichkeit ist durch kein späteres zu ersetzen; denn kein anderes, und wäre es das bedeutendste, ist ihm ähnlich. Das bleibende Vermächtnis, das einer der Heimat lassen kann, ist die Spur seines Dagewesenseins. Ulrich Willes Nachleben hat manche gute Verheissung als Vorausreiter.

Namenszug des Generals